



Simone de Beauvoir: *New York, mon amour. Reisetagebuch.* edition ebersbach 2011

Gestaltung, Bildbearbeitung und Satz von Innenteil und Bezügen

Format 13 cm × 21 cm, Halbleinen, Innenteil: 1/1-farbig Schwarz, Bezüge: 4/0-farbig CMYK

Simone de Beauvoir
New York, mon amour
Reisetagebuch

Herausgegeben und mit einem Vorwort
von Susanne Nadolny
Mit Fotos von Andreas Feininger

◀ Blick auf Downtown Manhattan, 1942

edition ebersbach

Schwierigkeiten und Anfeindungen ein gemischtrassiges Paar in den USA zu jener Zeit ausgesetzt ist.

Über alle Maßen enttäuscht ist Simone de Beauvoir von den amerikanischen Frauen. «Keine hatte den freien, sportlichen Gang, den ich bei den Amerikanerinnen erwartete». Voller Erstaunen registriert sie, dass die College-Studentinnen, die auf dem Campus lässig in aufgekrepelten Blue Jeans und geknoteten Männerhemden herumlaufen, sich in aufgetakelte Damen mit Hut, Handschuhen und Nerzmantel verwandeln, sobald sie im Zug nach New York unterwegs sind. Sie erlebt, wie intelligente Frauen lächerlich gemacht und übergangen werden, wenn sie an Männergesprächen teilzunehmen versuchen, eine Diskriminierung, die ihr selbst nie zuteil geworden war und die sie bis dahin nicht für möglich gehalten hatte. Sie kann nicht verstehen, warum die amerikanischen Frauen offensichtlich freiwillig eine untergeordnete Rolle dem Mann gegenüber einnehmen, und beginnt, ihren Geschlechtsgenossinnen systematisch Fragen zu stellen: zu Herkunft, Ausbildung und Beruf, zu Familienplanung und Verhütung. Ihre Beobachtungen und Aufzeichnungen bilden den Ausgangspunkt für ihre umfassende Studie über die Lage der Frau, die 1949 unter dem Titel *Das andere Geschlecht* weltweit für Furore sorgen wird und bis heute als bedeutendstes theoretisches Werk des Feminismus gilt.

Nach drei Wochen Aufenthalt in New York setzt Simone de Beauvoir ihre Rundreise fort. Überall auf dem Kontinent – sie hält u. a. Vorlesungen in Yale, Harvard, Vassar, Princeton und Kalifornien – ist die «Hohepriesterin des

Existentialismus» eine gefragte Referentin. Ende April kehrt sie nach New York zurück, um dort die letzten Wochen bis zu ihrem Rückflug am 17. Mai 1947 zu verbringen. Statt in der Touristengegend rund um den Times Square wohnt sie nunmehr im Brevoort Hotel in Greenwich Village, ganz in der Nähe der Wrights und anderer Freunde, wo sie sich wie eine waschechte New Yorkerin fühlt. Der Schriftsteller Nelson Algren, den sie während ihres Aufenthaltes in Chicago im Februar kennen gelernt hat, kommt sie dort besuchen. Mit großem Vergnügen zeigt sie ihm, der New York kaum kennt, die Stadt, die inzwischen *ihre* Stadt geworden ist. «Ich hätte nicht geglaubt, dass ich eine andere Stadt so lieben könnte, wie ich Paris liebe.»

Im September desselben Jahres reist Simone de Beauvoir noch einmal für zwei Wochen nach Chicago. Ihre beiden Amerika-Reisen verarbeitet sie zu dem nachträglich geschriebenen – von der tatsächlichen Chronologie abweichenden – Reisetagebuch *Amerika – Tag und Nacht*, dem die New York-Passagen des vorliegenden Bandes entnommen sind. Sie hatte nicht vor, über das Land zu schreiben, doch ihre ambivalenten Eindrücke ließen sie nicht mehr los. Anhand von Aufzeichnungen und Briefen entsteht zunächst eine Artikelserie für die Zeitschrift *Les Temps Modernes*, die 1948 erstmals in Buchform veröffentlicht wird.

Susanne Nadolny
im Januar 2011

Englisch sprechen zu müssen, ich muß eine Plattform für ein Gespräch mit diesen Leuten finden: Amerikaner müssen mich in Amerika einführen.

Nach dem vierten Manhattan spreche ich Englisch mit R. C. und einem Mann mit Spitzbart: D. M. D., der eine Revue für Intellektuelle der Linken herausgibt. Wir sprechen über ein Problem, das zur Zeit in Frankreich die Gemüter der linken Intellektuellen erregt: über das Problem der Gewaltausübung. R. C. und sein Freund C., ein Italiener, vertreten den Standpunkt, daß die Gewaltausübung absolut und in jedem Fall zurückzuweisen sei. C. meint, die Aktion sei ohne Gewaltausübung möglich. Er zitiert das Beispiel Gandhis. R. C. ist eher der Meinung, daß die Aktion nicht notwendig sei. Er ist Jude und kritisiert Amerika scharf. Er betrachtet sich keineswegs als verantwortlich für seine Fehler und sieht nicht ein, warum er versuchen sollte, sie zu bekämpfen. Sein Standpunkt ist rein individualistisch. D. M. D. ist weniger passiv: mit der von ihm herausgegebenen Revue und seinen Artikeln wagt er sich auf ein politisches Gebiet, aber ich glaube, sein Bemühen erscheint ihm selbst sehr einzelgängerisch. Wir geben die theoretische Diskussion auf, und ich erbitte ein paar konkrete Auskünfte. Was muß man in New York sehen? Er lächelt: nichts, es gibt nichts zu sehen. Welche Filme empfiehlt er mir? Keinen. Welche guten Bücher sind in letzter Zeit erschienen? Es erscheinen keine guten Bücher mehr. Er setzt mir auseinander, daß ihm die Vorliebe der Franzosen für die amerikanische Literatur auf die Nerven geht. Er läßt Faulkner gelten, hält aber Hemingway, Dos Passos, Caldwell, Steinbeck für Journalisten, platte Realisten. Und wenn in Frankreich James M. Cain, McCoy und

50

Dashiell Hammett übersetzt werden, so müssen wir die Amerikaner für einen barbarischen Volksstamm halten. Es ist verwirrend, daß uns dieses Gestammel Spaß macht, nachdem es in Amerika eine Literatur gegeben hat, die der europäischen durchaus ebenbürtig ist: Melville, Thoreau, Willa Cather, Hawthorne. Ich sage, daß auch ich sie liebe, und versuche zu diskutieren, aber er spricht viel zu schnell für mich, ich bin von vornherein geschlagen, besiegt vor allem durch seine Nettigkeit: er wohnt im gleichen Haus, steigt in seine Wohnung hinauf und kommt mit einem ganzen Arm voll Büchern wieder. Ich könne sie behalten, so lange ich wolle. Und als ich ihn unter anderem über den Jazz ausfrage, holt er aus dem Nebenzimmer A. E., der ein Buch über dieses Thema geschrieben hat und verspricht, mir an einem Abend dieser Woche ein gutes Orchester vorzuführen. Er läßt mir seine Telefonnummer, die ich wie einen Talisman in meiner Handtasche verwahre. Bücher, ein versprochener Jazzabend, vielleicht Freunde... Ich gehe heim, ganz benommen vor Freude. Es scheint mir, daß ich einen großen Schritt vorwärts gekommen bin.

2. Februar

ICH SETZE MEINE FORSCHUNGSREISE fort, zu Fuß, im Taxi, auf dem Oberdeck der Autobusse, in der U-Bahn. Die U-Bahn ist schnell, aber ich habe sie nicht gern. In Paris, in Madrid und London ist eine Station eine Fayencehalle mit ihren Verzierungen, ihren Pforten, ein geschlossener, warmer Raum; hier sind die unterirdischen Bahnhöfe gleich-

51

förmig, ohne eigentliche Dimension, ein Nebeneinander von Gleisen, Bahnsteigen – zwischen nackten Mauern, unter einer niedrigen dunklen Decke. Keine Beamten, nur am Eingang der langen Korridore ein kleiner Kiosk, wo man Geld wechseln und sich die ortsüblichen Nickel beschaffen kann. Fast keine Richtungstafeln; zum Glück gibt es in Manhattan nur eine Fahrtrichtung, von der oberen in die untere Stadt. Zwischen dem Hudson und dem East River muß man Autobusse nehmen. Sie halten an jedem zweiten Block, ein angenehmes, aber langsames Beförderungsmittel.

Ich bin zur Spitze des Empire State Building hinaufgefahren. Die Fahrkarten kauft man im Parterre in einem Büro, das wie ein Reisebüro aussieht. Ein Dollar, zweimal so teuer wie ein Sperrsitz im Kino. Zahlreiche Besucher, fraglos Leute aus St. Louis und Cincinnati. Man führt uns zu den *expresslifts*, die ohne Halt bis zur 80. Etage fahren. Dort muß man umsteigen, um bis zur Spitze zu gelangen: eine wahre Himmelsreise. Durch eine Vorhalle hindurch, in der Empire State Buildings in miniature und andere Andenken verkauft werden, gelangt man in eine große, mit Scheiben versehene Halle. Dort ist eine Bar mit Tischen und Sesseln. Die Leute drücken ihre Nasen an die Scheiben. Trotz des heftigen Winds trete ich ins Freie und mache die Runde um diese Galerie, die mehrmals im Jahr Schauplatz sensationeller Selbstmorde ist. Ich sehe Manhattan, eng zusammengedrängt im Süden auf der Spitze seiner Halbinsel und sich nach Norden zu verbreitend. Ich sehe Brooklyn, Queens, Staten Island, das Meer und seine Inseln, ich sehe das von Gewässern zerfressene Festland, durch das zwei Flüsse sich langsam ihren Weg bahnen. Die geographische

Zeichnung ist so klar, das Leuchten des Wassers zeichnet sich mit solcher Deutlichkeit von der festen Erde ab, daß die Häuser in Vergessenheit geraten. New York erscheint mir wie ein Stück unseres jungfräulichen Planeten. Die Flüsse, die Inselkette, die Krümmungen der Halbinsel gehören der Vorgeschichte an. Das Meer ist zeitlos, die schnurgeraden Straßen dagegen machen in ihrer Naivität einen ungemein jugendlichen Eindruck. Diese Stadt ist soeben erst geboren worden – eine leichte Rinde auf Felsen, die älter sind als die Sintflut. Aber wenn von Bronx bis zur Battery, von New Jersey bis Brooklyn die Lichter angehen, sind Meer und Himmel nur noch Hintergrund – es gibt nur noch diese Stadt, in der der Mensch seine Herrschaft errichtet hat, und diese ist die Wahrheit der Welt.

Ich bin in die Tiefen der Stadt hinabgestiegen: lange irrte ich durch die Kellergeschosse des Rockefeller Center. Das ist eine Welt, so unbegrenzt wie die Souks in Fes, und der Wirrwarr ist auch kaum geringer. Lange Korridore, Kreuzwege mit Rolltreppen, Läden, Banken, Büros, Cafés, eine Post, eine Telefonzentrale, Friseursalons, Restaurants. Mehr als einmal ertappe ich mich dabei, daß ich im Kreis herumgelaufen bin. Zwischen den Gebäuden, in Höhe des Kellergeschosses und tiefer gelegen als die Stadt, liegt eine Eisbahn unter freiem Himmel, Passanten beugen sich über ein Geländer, um den Schlittschuhläufern von oben zuzusehen; man kann ihnen auch von einem Café aus zuschauen, das auf gleicher Höhe mit der Eisbahn liegt, und eine *ice-cream* dazu verzehren.

Ich habe die Galerien der 57. Straße besucht, die etwa unserer Rue de la Boétie entspricht: Antiquitäten, Luxusgeschäfte, Kunstgegenstände. Aber die meisten Ausstel-

lungssäle liegen nicht zu ebener Erde, sondern im zehnten oder zwölften Stock. Viele französische Maler: Masson, Picasso, Dubuffer. Die abstrakte Malerei scheint bei den Amerikanern immer noch in hohem Ansehen zu stehen. Er hat seinen Mittelpunkt in der Galerie Peggy Guggenheim, die der Architekt Kistler entworfen hat. Diese Galerie ähnelt keiner anderen: der äußere Rahmen ist wichtiger als die Kunstgegenstände selbst. Die Vögel von Brancusi, die Frauen von Lipchitz ruhen nicht auf Sockeln, sondern auf Holzgestellen, die an von der Decke herabhängenden Seilen befestigt sind: man denkt an Takelwerk, Mastkorb, Schiff. Die Bilder von Chirico, Max Ernst, Dalí, Tanguy, Miró hängen nicht an der Wand, sondern stehen auf Staffeleien oder auf dem Fußboden zwischen Stühlen und Hockern, die aus dem Kabinett des Dr. Caligari stammen. Man könnte meinen, die Kunstgegenstände seien dazu da, dieses eigenartige Palais auszus schmücken, und dieses sei nicht dazu da, jenen zu dienen: das verleiht ihm einen ungewohnten Reiz. Neben den Skulpturen und Bildern gibt es allerlei merkwürdige Dinge: Flaschen, die mit Muscheln übersät sind, ein großes Schiffssteuerrad, das beim Drehen eine ganze Serie von Bildern von Duchamp erscheinen läßt. Es ist eine surrealistische Ausstellung in beschränktem Rahmen, mit ihren Possen und ihren kleinen Wundern.

Natürlich wollte ich Harlem kennenlernen. Dies ist nicht das einzige Negerviertel von New York. Es gibt eine bedeutende schwarze Gemeinde in Brooklyn, vier oder fünf kleine Distrikte in Bronx, einen weiteren, Jamaica genannt, in Queens und noch ein paar andere am Stadtrand; im Stadtkern von New York selbst findet man hier und

dort Viertel, wo Negerfamilien wohnen. Bis 1900 lag das bedeutendste Negerviertel von New York – von Brooklyn abgesehen – in der Nähe der 57. Straße West. Ursprünglich waren die Häuser von Harlem für weiße Mieter erbaut worden. Aber zu Beginn des Jahrhunderts waren die Beförderungsmittel unzureichend, und die Hauseigentümer hatten Mühe, ihre Häuser, soweit sie im Osten des Viertels lagen, zu vermieten. Einer Anregung des farbigen Immobilienhändlers Philip A. Payton folgend, machte man den Negern den Vorschlag, in die Wohnungen der 134. Straße zu ziehen. Zwei Grundstücke wurden auf diese Weise bezogen, und bald waren es mehr. Anfänglich bemerkten die Weißen diese Invasion von Farbigen gar nicht, und als sie versuchten, sie abzustoppen, war es bereits zu spät. Nach und nach mieteten die Neger alle verfügbaren Wohnungen und begannen, die Privathäuser zwischen Lenox und 7. Avenue aufzukaufen. Nun zogen die Weißen aus: kaum wurde der Einzug einer Negerfamilie in einem Häuserblock gemeldet, ergriffen alle Weißen die Flucht wie vor der Pest. Bald hatten die Neger den ganzen Distrikt besetzt. Es entstanden soziale und bürgerliche Einrichtungen – eine Negergemeinde war im Werden. Vor allem nach 1914 hat Harlem eine bedeutende Ausweitung erfahren.

Diejenigen Franzosen, die das mächtige Amerika auf den Knien anbeten, haben noch unterwürfiger als selbst die Amerikaner alle Vorurteile in sich aufgenommen. Einer von ihnen sagte mir: «Wenn Sie wollen, fahren wir im Auto durch Harlem. Man *kann* im Auto durch Harlem fahren, vor allem aber: gehen Sie nicht zu Fuß!» Und ein etwas

► «Rush Hour» in der 5th Avenue, 1950



hinter Glasscheiben; für die Gäste, die nicht den Vorzug haben, einen Fenstertisch zu erwischen, sind große Spiegel angebracht, mit deren Hilfe man, wenn auch nicht den Park selbst, so doch sein getreues Spiegelbild sehen kann. Unter mir sind die Bäume mit ihren jungen Blättern nicht nur irgendeine gleichgültige Vegetation: der Park ist mir so vertraut wie der Jardin du Luxembourg. Über den Rasen springen dicke graue Eichhörnchen, von Zeit zu Zeit erhebt sich eine Statue auf einem grünenden Fleckchen. Ich bin rund um das große Wasserbecken gelaufen, das von eisernen Gittern umgeben ist. Weiter, ganz im Norden, flanieren junge Neger in pastellfarbenen Anzügen durch die Alleen und schwarze Frauen sitzen auf Bänken und geben auf wollhaarige Kinder acht. Das alles ist mir gegenwärtig, auch über meinen Blick hinaus.

Am Nachmittag fahren wir nach *downtown*. Ich liebe diese unbestimmten Viertel zwischen Greenwich und der Battery. In einem Geruch von Verpackungsmaterial wird hier an Grossisten und Händler jene farblose Ware verkauft, die man in Paris um die Rue Réaumur herum findet: Nägel, Schrauben, Riegel, Federn und andere Eisenwaren; Baumwollstoffe, Bindfaden, Pappkartons, Fassungen, Glühbirnen, Türklinken, Wachstuch. In den alten Straßen, wo die Häuser nur zwei Etagen haben, und in den modernen Straßen, wo die Häuser so hoch sind wie in Paris, findet man diese Waren, die sonst im Alltagsleben keine eigene Existenz führen, tonnenweise. Kleine Lieferwagen rollen über den Fahrdamm, auf dem Packpapier herumliegt. Im Geschäftsviertel dagegen herrscht Ruhe. Ich hatte die Wall

► «Sheep Meadow» im Central Park, 1940

116



Satzfein

Birgit Cirksena · Niederstr. 17 · 13158 Berlin

☎ 030 / 31 21 423 ✉ info@satzfein.de

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
der Rowohlt Verlag GmbH
Die Textauszüge sind entnommen aus
Simone de Beauvoir, *Amerika – Tag und Nacht*
© 1964 Editions Gallimard, Paris
© 1988 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

1. Auflage 2011
© edition ebersbach
Bozener Str. 19, 10825 Berlin
www.edition-ebersbach.de
Satz und Umschlaggestaltung: Birgit Cirksena, Berlin
Umschlagfoto: Skyline von Manhattan mit der
Brooklyn Bridge, 1950
© AndreasFeiningerArchive.com,
c/o Zeppelin Museum Friedrichshafen
Druck und Bindung: Westermann Druck, Zwickau
Alle Rechte vorbehalten.
ISBN 978-3-86915-032-1